

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 212.

Freitag, 14. August.

1931.

... Achtung ... Banfrach ...!

Polizeiroman von Carl Otto Winderer.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Haben Sie selbst keine Beglaubigungspapiere gesehen?“

„Ja — das heißt — nein ...“, erinnerte sich Herr v. Beder nicht ohne Anstrengung, „ich war der Ansicht, daß Exzellenz selbst die Formalitäten ...“ Allmählich begann es ihm zu dämmern, welche kapitale Dummheit er begangen hatte.

„Donnerwetter ...“, „Donnerwetter ...“, murmelte er fassungslos.

Captain Mont sah ihn pfiffig, prüfend von der Seite an — dann schlug er sich plötzlich laut auslachend auf die knöchigen Knie.

„Famos ...“, „famos ...“, brüllte er, „herrlich, wundervoll — süß einfach ...“

„Was denn?“, drängte v. Beder, peinlich berührt von diesem unerwarteten Heiterkeitsausbruch.

„Gottvoll!“, brüllte Mont weiter, „begreifen Sie denn nicht, werter Baron? Da kommt dieser Kerl her, kauft und mordet, raubt und stiehlt — fährt nach London, erscheint im Konsulat und etabliert sich hier als Kriminalbeamter mit der delikaten Mission, seine eigene, seine ureigenste Verfolgung aufzunehmen. Savary verfolgt Savary und behält so hübsch alle Fäden der Verfolgung in den Händen. Ausgezeichnet.“

„Glauben Sie wirklich?“ Herr v. Beder's geistreiches Gesicht glänzte im Angstschweiß vor diesem Mirakulum.

„Ob ich es glaube? Natürlich glaube ich es, und finde es wundervoll. Schneidiger Bobby. Damned it. Und das Herrlichste, daß er so verdammt geschickt ist, sogar ganz offiziell den Verdacht auf sich selbst zu lenken. Um sicher zu sein. Fabelhaft.“

Mit wachsender Ungeduld hatte Herr v. Beder den Ausführungen des englischen Polizeihauptmanns zugehört. Jetzt sprang er erregt auf und trat ganz nahe an Mont heran, daß dem vor Staunen die Sprache ausblieb.

„Was ist?“, fragte er.

„Schweigen Sie doch, um Gottes willen. Sagen Sie niemandem von dieser Sache“, bat Beder flehentlich mit gerungenen Händen. „Soll ich wegen dieser Schweinerei meine eigene Stellung verlieren? Tun Sie mir den Freundesdienst und schweigen Sie. Ich bitte Sie!“

Mont nickte grinsend.

„Warum nicht? Mich geht's nichts an. Und eines Tages wird die Sache doch herauskommen. Wenn sie den Kerl geschnappt haben.“

„Offentlich ...“, dehnte Beder erschöpft, ohne seine mit dem Strafgesetzbuch nicht ganz zu vereinbarende Hoffnung auszusprechen.

„Feine Sache. Wundervoll“, freute sich Mont vor sich hin.

Herr v. Beder sah still im Cäken. Seine Zigarette war ihm ausgegangen.

„Pfui Teufel“, sagte er. Und wischte sich die Stirn. Vergebens wartete das Polizeipräsidium auf weitere, aufklärende Telegramme der Deutschen Gesandtschaft in London.

Müde, aber erlöst und freier von den eigenen,

drückenden Gedanken, waren Marianne und René von ihrer Wochenendtour am Montagabend nach London zurückgekommen. Das gemeinsame Erleben hatte sie beide erfrischt, das Zusammensein empfand René als eine immer neue Quelle einer tiefinnerlichen Freude und Befriedigung, frei von jedem Beigeschmack irgend einer Art. Er, dem in seinem Leben so viele Frauen begegnet waren, die ihm zugesogen, die er eroberte ohne große Mühe, fühlte eine Hochachtung vor dieser seltenen Frau, in dem starken Bewußtsein, daß die Eroberung dieser Frau vollen Einsatz kosten würde. Die Atmosphäre der Aufrichtigkeit und Klugheit, die frei war von jeder billigen Koketterie, klärte, hob Zweifel auf. René sah sich der kläglichen Mühe enthoben, zu erforschen, wie lange diese Frau ein Spiel der Abwehr, mit dem Wunsch des Gegenteils, treiben wollte. Das Ziel war klar und ehrlich. Sein Erreichen brauchte Entwicklung. Eine Entwicklung, die selbstamerweise nicht ungeduldig machte, nicht trieb. Es war so schön, dies Warten auf ein Ziel, dem nichts mehr im Wege stand, als eben diese Entwicklung. Es fiel René selbst schwer, diese Empfindungen zu erklären. Seine Überzeugung war gefühlsmäßig — der Gedanke, daß seine Zuversicht enttäuscht würde, kam nicht auf. Hatte keinen Platz in ihm. Er war glücklich. Zufrieden. Diese Ahnung: Zu Hause sein, die ihm die Gegenwart Frau Mariannes gab, machte ihn froh und sicher.

„Möchtest du nicht noch eine Tasse Tee bei mir trinken?“, fragte Marianne, als René's Auto vor ihrer Türe hielt. Mit großer Selbstverständlichkeit hatten sie das konventionelle Sie in ein freundschaftliches Du verwandelt.

„Römische Frage“, lachte René. „Bedarf das einer Antwort?“

Sie lächelte ihn an.

„Ich bin sehr glücklich heute“, gestand sie ihm, während sie wie nebenbei seine Hand drückte. Das Mädchen öffnete.

„Heute morgen kam ein Telegramm aus Deutschland für Sie, Madame. Hier ist es.“ Sie hielt das Telegrammformular in der Hand. Frau Marianne zog die Augenbrauen zusammen. „Ein Telegramm?“

Hastig warf sie Hut und Mantel auf den Korbfessel der kleinen Diele und riß das Telegramm auf. René hatte sich taktvoll abgewendet.

Sinter sich hörte er einen leisen Aufschrei.

„Um Gottes willen — was ist?“, erschrocken fuhr er herum.

Frau Marianne war auf den Sessel gesunken. Mit der Rechten zerknüllte sie das Telegramm.

„Was ist — so sprich doch ...“, drängte René, nahe bei ihr.

Sie wischte sich mit der Hand über die Stirn.

„Nichts. Verzeih. Eine unangenehme Privatangelegenheit.“ Sie wehrte müde ab. „Unsere schönen Tage sind vorüber“, setzte sie traurig hinzu. „Ich muß heute abend noch abreisen.“

„Ja — wohin denn, so sprich doch —“

„Nach Hause.“

Wie fremd das klang. René richtete sich auf. Sein Gesicht war seltsam starr und blaß.

Frau Marianne nahm seine Hand und streichelte sie leise. „Sei nicht böse. Meine Freundin telegraphierte mir, daß meine Anwesenheit dringend erforderlich sei. Gründe gibt sie nicht an. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ich weiß nur, daß ich reisen muß. Wenn es nicht so wichtig wäre, hätte meine Freundin nicht telegraphiert.“

Rene hatte sich ihr gegenüber auf den Sessel gesetzt. Wie müde er jetzt aussah. Er hielt den Blick gesenkt.

„Du bist mir böse?“, fragte Frau Marianne.

„Nein.“

Er hätte aufschreien können vor innerer Wut gegen dieses Telegramm, gegen dieses „Zu Hause“, das er nicht kannte — hätte mit einemmal. Wer war diese Frau? Wo war ihr „Zu Hause“?

„Rene“, sagte Frau Marianne.

Er sah nicht auf. Er kämpfte mit sich. War das nicht lächerlich? Tröchte er nicht wie ein kleiner Junge, dem man angedroht hat, sein Spielzeug fortzunehmen?

„Verzeih“, sagte er leise. Erst jetzt bemerkte er, daß Frau Marianne mit den Tränen kämpfte.

„Bitte, bitte, verzeih mir“, sagte er bewegt, nun wieder vor ihr stehend. Er stockte, rang um einen Entschluß. Ganz leise setzte er hinzu: „Darf ich mit dir fahren?“ Sichtlich kosteten ihn die Worte Anstrengung.

Sie lächelte unter Tränen. „Das würdest du tun?“

Er streichelte ihre Hände, ohne zu antworten.

„Unsere schönen, herrlichen Tage...“, sagte Frau Marianne wehmütig.

Sie erhob sich, schritt Rene in ihr Zimmer voraus. Das Mädchen brachte den Tee. Aber beide hatten keinen Appetit. Rene zündete sich eine Zigarette an.

„Wir fahren mit dem nächsten Zug“, sagte er nun wieder ruhig. Er stand am Telephon, hielt den Hörer in der Hand. Als das Amt sich meldete, bat er um Verbindung mit dem Cooftschen Reisebüro. Schweigend, in Nachdenken versunken, sah ihm Frau Marianne zu.

„Nennen Sie mir, bitte, die schnellste Verbindung nach Frankfurt am Main, Germany“, sagte Rene am Telephon, als sich das Reisebüro meldete.

„Einen Augenblick, bitte.“ Er hörte, daß der Angestellte am Telephon in den Fahrplänen blätterte.

„Halloh...!“

„Ja?“

„Sie können vor morgen nachmittag nicht reisen, Sir, oder doch nur mit großen Umwegen, die sich praktisch wieder aufheben“, sagte der Auskunftgebende, „das Harwicher Nachtschiff nach Hook van Holland ist bereits weg. Ich rate Ihnen, das belgische Boot morgen nachmittag in Dover um 15 Uhr zu nehmen. Sie haben in Ostende direkten Anschluß über Brüssel nach Frankfurt. In Brüssel umsteigen. Sollten Sie in Brüssel zu übernachten gedenken, dann nehmen Sie am nächsten Morgen den D-Zug, der Brüssel um sechs Uhr in der Frühe verläßt. Sie sind am Spätnachmittag in Frankfurt.“

„Vielen Dank.“ Rene hingte ein.

„Es hat keinen Sinn, daß wir uns überstürzen“, beruhigte er Frau Marianne. „Regle deine Angelegenheiten hier in Ruhe — auch ich habe noch einige wichtige Besorgungen. Ja? Ich hole dich morgen zeitig ab.“

„Du hast recht“, sagte Frau Marianne.

„Hast du übrigens das belgische Visum in deinem Paß?“, erinnerte sie Rene.

„Ja. Ich ließ es mir vorsorglich schon einige Tage vor der Abreise geben — ich war zuerst nicht entschlossen, das Flugzeug zu nehmen.“

Er nickte. „Ich habe es auch. Wir fahren um elf Uhr, ich glaube von Euston-Station ab. Aber ich kann mich irren. Ich werde mich noch befragen, ehe ich dich abhole.“

„Du bist so gut“, sagte sie weich.

Der Tee war endgültig kalt geworden, als sie sich endlich zu Tisch setzten. Beide schwiegen. Ein bedrückend stiller Abend. Beide mit eigenen Gedanken

beschäftigt, waren sie doch froh, über dieses Zusammensein, das die innere Unruhe ausglich.

Rene verabschiedete sich früh.

Das war Montag abends.

Dienstagvormittag, kurz nach neun Uhr, hatte Kommissar Reubeker die deutsche Gesandtschaft und Herrn v. Becker verlassen. Um halb zehn Uhr stellte Herr Rene Savary sein elegantes Kabriolett in einer Garage im Westen Londons unter.

„Ich weiß noch nicht, wann ich zurückkomme“, meinte er zu dem Garagenbesitzer. „Ich werde Ihnen deshalb die Miete für ein Vierteljahr im voraus bezahlen. Pflegen Sie die Maschine. Der Wagen liegt mir sehr am Herzen.“

„Gewiß, Sir. Soll gut besorgt werden“, nickte der Mann.

„Sollte ich wider Erwarten länger fortbleiben“, setzte Savary nach einigem Nachdenken hinzu, „dann werde ich Sie benachrichtigen und Ihnen die weitere Miete zuschicken lassen. Ich glaube es aber nicht.“

„Gut, Sir, allright. Hoffe, Sie kommen bald wieder.“

„Denke auch, Meister. Na — good bye!“

„Good bye, Sir. Auf Wiedersehen.“

Rene nickte zum Abschied. Auf der Straße winkte er die erste beste Autodroschke herbei und nannte die Adresse eines Maklerbüros.

„Sie bekommen eine halbe Krone Trinkgeld, wenn Sie rasch fahren“, sagte er zu dem Chauffeur. Der nickte zufrieden und raste los.

In dem Maklerbüro hielt sich Rene nicht lange auf. Er eilte mit raschen Schritten in das kleine, dunkle Büro, an dem Clerk vorüber, der erstaunt den Fremden betrachtete, der ohne Anmeldung in das Zimmer des Chefs stürzte.

In Hut und Mantel, erhitzt vom raschen Lauf, stand Rene vor dem wackeligen, dünnbeinigen Schreibtisch des typischen Londoner Maklers.

„Habe die Ehre“, grüßte dieser, sich erhebend. „Mit was kann ich Ihnen dienen heute?“

„Kaufen Sie, bitte, das Haus, von dem wir gesprochen haben“, sagte Rene, „ich deponiere das Geld auf der Bank. Sie können darüber verfügen. Ich verreise auf unbestimmte Zeit. Weiß auch noch nicht wohin. Wenn Sie keine Nachrichten von mir erhalten, so kümmern Sie sich nicht darum. Lassen Sie das Haus und den Garten instand setzen. Sie haben mich verstanden?“

„Bestimmt, bestimmt, Sir.“ Der Makler schmunzelte um die dünnen, enggeschnittenen Lippen.

„Haben der Herr noch besondere Wünsche?“

Rene überlegte.

„Über die Farbe der Tapeten und so weiter haben wir gesprochen. Wenn mir noch etwas einfällt, werde ich Ihnen schreiben.“ (Fortsetzung folgt.)

Träumendes Echo.

Das Echo schläft, gebückt auf schmalen Grat,
Wo längs der Wand hinführt der Genspfad,
Ganz an die Glut des Felsgesteins verloren...
Im Schlafe zuden lauschend seine Ohren.
Das Echo träumt...

Von Murrempfiff in Felsenwüstenel,
Von eines Bussards schnabelfrummem Schrei,
Von Windeslaufen in den Berggras-Halmen,
Von leisem Menschenruf an fernen Almen...
Das Echo träumend einen Namen laßt,
Der greift sich hin am glühenden Basalt,
Hebt vorm Kamin das Eulenslaumgefieder
Und schwebt versingend in die Wiesen nieder.
Der Jäger streckt sich dort im Sonnenschein,
Und dann — warum? — fällt ihm sein Mädchen ein,
Wie gestern abend, als die Sterne kamen,
Er sie herausgelockt an ihrem Namen...

Börries, Frhr. von Münchhausen.

Die fliegende Sonne.

Eine Erzählung des Sommers 1931.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

„Artisfahrt des „Graf Zeppelin“ geglikt! Eine Spitzenleistung moderner Technik.“

Kurz nach dem Erwachen schnallte Schiwau die Schneeschuhe an, bepackte sich mit den gesammelten Renntierfellen, warf die zwei gefüllten Tranblasen über die Schulter und brach auf zu Tanakas Hütte, um Newha zu freien. Er lief vorsichtig, weil beträchtlicher Frost herrschte. Feines Schneepulver stand wie eine Wolke über seiner Fährte minutenlang silbrig in der Luft, ein schneidender Wind herauf von Süden, wo Tanakas Hütte lag. Noch weiter südlich stand klar die Kette der Gletscher im Licht. Aber drunten, in der Talmulde, schwamm noch Nebel.

Einen langen Winter hindurch hatte er das Gut geschafft, das er zum Kauf eines Weibes brauchte. Und, daß es Newha sein sollte, mußte er schon im vergangenen Sommer. Noch hätte er Zeit gehabt, und vielleicht günstiger abgeschlossen, zumal er vor Tagen die Nachricht erhielt, daß es mit Newhas Vater nunmehr zu Ende ging. Und mit der Schwiegermutter wäre ein leichterer Handel möglich gewesen, denn Tanaka forderte einen hohen Preis und war nicht der Mann, der mit sich rechnen und reden ließ. Aber teils hatte er, Schiwau, nun einmal das Gut beisammen, teils widerstrebte es seiner geraden Natur und seinem Ehrgeiz, ein billiges Weib zu nehmen. War er doch Schiwau, der Jäger. Und darum fuhr er heute vorzeitig los, um Tanaka noch lebend anzutreffen. Dünner Rauch strich aus der Öffnung der Hütte, aber die Inassen kauerten, mit Ausnahme der alten Großmutter, die, wie man annehmen konnte, die Fischsuppe kochte, vor ihrer Behausung. Auch Tanaka hatte sich vor die Hütte tragen lassen und lag auf einem großen, ausgebreiteten Renntierfell reglos da, mit geschlossenen Augen. Sein Gesicht war eingefallen und die beiden Backenknochen stachen spitz durch die dünne, traurige Haut. Newha und ihre Mutter kauerten neben dem Alten. Er atmete schwer, schien aber noch bei klarem Bewußtsein. Schiwau schnallte die Schneeschuhe ab, rieb sein Gesicht an Newhas Nase, aber die Begrüßung fiel von beiden Seiten nur flüchtig und etwas verschämt aus, wie das bei jungen Brautleuten eben zu sein pflegt. Dann setzte sich auch Schiwau in den Kreis der anderen, sah auf Tanaka herab, der die Augen noch immer geschlossen hatte und räusperte sich. Er räusperte sich, aber er schwieg noch, so feierlich war die Stille des nahen Todes. Obwohl er befürchten mußte, mit seinem Handel zu kurz zu kommen, schwieg er, denn Tanaka war in jüngeren Jahren ein großer Jäger und sein Lehrmeister gewesen. Und so hoffte er noch, ein paar letzte Worte des weisen Alten zu erschöpfen, die ihn durch die Gefahren des Polarlebens geleiten sollten; ihn und Newha.

Dunst und Rauch drang aus der Öffnung der Hütte. Die Fischsuppe, dachte Schiwau. Noch schwieg Tanaka. Aber nach einer Weile schlug er die Augen auf. Es waren klare, durchdringende Augen und die Schleier des Todes hatten sich noch nicht über sie gebreitet. Schiwau kannte diese mutigen, scharfen Augen von früher her. Und Schiwau beugte sich vor diesen Augen, wie er es immer getan hatte, als junger Bursche, in den Tagen, da er zum ersten Mal Tanakas Gefährte war, auf der Renntierjagd. Und Tanakas Blick streifte den Ballen Felle und die gefüllten Tranblasen. „Lege sie hierher, mir zur Rechten,“ befahl er mit den Augen. Schiwau, Newha und die Mutter stürzten herbei, um Tanakas Befehl zu befolgen. Zufrieden ruhte Tanakas Blick auf dem Gut. Newhas Gesicht strahlte, aber Schiwau's Gedanken gingen weiter. Was nützt ihm jetzt alles, dachte er. „Was hat er davon?“ Und Tanaka sprach:

„Geht und lebt miteinander. Aber lebt hier, wo ich und mein Vater und der Vater meines Vaters gelebt haben. Nimm die lange Dunkelheit hin und freut euch über das kurze Licht. Geht nicht nach dem Süden. Hütet euch vor den Männern des Südens.“

„Aber,“ wagte Schiwau zu entgegnen, „aber, ehrwürdiger Tanaka, im Süden ist Licht und Reichum, wie du weißt, und wie uns dein Bruder erzählt hat.“ Doch er hatte den Blick gleich vor Tanakas Augen.

„Ja,“ sagte Tanaka grollend, „Licht und Reichum! Er erzählte es mir und Dir und allen, die es hören wollten. Aber ich frage euch, wie kam er zurück? Hatte er Licht in den Augen? Brachte er Felle und Tran und Waffen mit? Ah, seine Schultern wären zu schwach gewesen, auch nur einen Teil dessen zu tragen, was du für Newha ausgibst, Schiwau. Wie kam er zurück, frage ich euch? Die Krankheit hatte er im Körper und noch Schlimmeres! Die Geister plagten ihn und er konnte nicht schlafen, und nichts mehr half ihm, was uns gefällt und unser Leben war mehr sein

Leben, aber zurück, zu den Männern des Südens, wollte er auch nicht mehr. Er war ein starker Mann, als er auszog, und als er wiederkam, lebte er nur noch kurze Zeit. Und darum sage ich dir, Schiwau, lebe hier und trachte nicht nach einer Welt, die nicht unsere Welt ist.“

„Er erzählte uns,“ sagte Tanaka nach einer Pause, mit schwächerer Stimme, während sein Blick von den Gesichtern abglitt und sich in den Himmel bohrte, „daß die Männer des Südens eine Sonne haben, die durch die Luft fliegt als feurige Kugel, und die auftaucht am Rande der Welt, um am entgegengesetzten Rand wieder zu verschwinden, und sie bringt das Licht, das heller ist, als unser Licht. Aber ihm folgt Finsternis. Tiefer, als die unsere. Und Licht und Schatten wechseln so schnell, daß die Männer des Südens niemals zur Ruhe kommen. Und darum sind sie streitbaren Geistes und unerfülllichen Gemüts.“

„Und er sagte, daß ihnen das wiederkehrende Licht nicht mehr genügt, und daß sie eigene, kleine Sonnen geschaffen haben, die ihre Dunkelheit erhellen und ihre Raftlosigkeit noch weiter treiben.“

„Und er sagte, daß viele von ihnen so hungrig sind, daß sie die Erde zu fressen begonnen haben, statt Fisch und Tran und Renntierfleisch, wie ihnen doch ankäme. Und die Erde wird immer kleiner von ihrem Hunger und nur hierher zu uns wagen sie sich noch nicht, die Männer des Südens, weil sie unseren Winter fürchten. Aber er sagte, die würden kommen, sicherlich kommen, eines Tages, und mit ihren Sonnen unseren Schnee schmelzen, um auch unsere Welt zu fressen, in ihrem Hunger.“

„Geh nicht zu ihnen, Schiwau,“ hauchte Tanaka. Und dann breiteten sich die Schatten über sein Gesicht.

Kurze Zeit darauf glitten Schiwau und Newha schweigend über die weite Fläche. Auf halbem Wege zu Schiwau's Hütte rasteten sie. Und dann geschah das Unerwartete, Unglaubliche. Und begann damit, daß ein großes Brausen und Dröhnen durch die Luft zitterte, von einer Art, wie Schiwau es noch niemals vernommen hatte. Aus der Luft kam das rätselhafte Geräusch und Schiwau sah aufwärts. Und Newha folgte seinem Blick. Und fern, über der großen, weißen Fläche, die endlos ist und hinter der die Unendlichkeit anfängt, schob sich ein blinkendes, helles Etwas durch die Luft. Dröhnend und brausend kam es näher und näher und von ihm ging ein Leuchten aus, das unglaublich war. Ein länglicher, großer Körper glitt über ihren Kopf hin und die Luft war angefüllt mit dem Getrammel von Millionen Renntierfüßen und alashartem Eis. O, noch viel lauter und schrecklicher war das Geräusch! Denn Schiwau und Newha stürzten beide mit dem Antlitz in den Schnee. Und später, als schon alles vorüber war, und nur mehr die Ruppen der fernen Eisberge herüberleuchteten in mildem Licht, erhob sich Schiwau und sprach zur zitternden Newha:

„Die Männer des Südens haben ihre erste Sonne geschildert, o, Tanaka hatte recht.“

Hinter den Fassaden.

Von Marianne v. Ziegler.

Ganze Straßenzellen entlang zeigt Haus für Haus dasselbe langweilige Duzendgesicht und weigert sich hochmütig, auch nur das Geringste über die Wesensart seiner Bewohner zu verraten. Aber bekanntlich hat jedes Ding zwei Seiten, und wer bei der einen nicht auf seine Rechnung kommt, tut gut, sich nach der andern umzusehen. Auch so ein Geviert eintönig forreter Fassaden umschließt einen Hofraum und hier regt sich erst das Leben, das man draußen vergeblich sucht.

Nicht nur, daß hier heute noch — heute erst recht wieder — fahrende Musikanten ohrenzerreißende Lieder singen, daß der Händler, der draußen auf der Straße stumm neben seinem Wagen stehen muß, hier mit der Stimme eines Geldendarstellers die Vorzüge seines Kopfsalates preist, daß Emma, Marie und Fanny von Fenster zu Fenster ihre Kinocinindrücke vom letzten Sonntag austauschen, nein, da sind vor allem noch die Küchenballons, die wie Schwalbennester an grauen Wänden über und neben einander hängen, und sie offenbaren dir an einem Tag mehr vom wahren Wesen ihrer „Herrschaften“, als man diesen im ganzen Jahr ansehen kann, wenn sie wohlgebügelt und auf Kritik gefaßt, aus der vorderen Tür auf die Straße treten.

Ja, diese Küchenballons! Aber jedem von ihnen könnte als Motto stehen: Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein! Es braucht noch keine große Kennerschaft, um aus der Aufstellung von Kohlenkisten, Waschküben und Koflöffeln auf die Ordnung zu schließen, die im Innern der dahinterliegenden Wohnräume herrscht — oder nicht! Lehrreicher ist schon die Beobachtung, wie manche Zeitgenossen gewohnt sind, sich der Dinge, die ihnen gebieten haben, kurzerhand und lieblos zu entledigen. Auf ihrem Balkon ist ein stets wechselndes Sammelsurium von geleerten

Rörben und Flaschen, von beschmutzten Kleidern und von Blumenröden, die, nach kurzer Blüte hier kaltgestellt, mit hängenden Köpfen vergebens eine pflegende Hand erwarten. Glaubt nicht, daß der rasche Verbraucher da oben mit den Menschen, die er kennen lernt, benützt und wieder zur Seite schiebt, anders verfährt.

Aber gottlob, es gibt auch bessere Charaktere. So zum Beispiel gleich auf dem Balkon gegenüber, hier wird kein Brotkrümchen achtlos weggeschüttet, sondern vielmehr mit Bedacht den Spagen und Tauben vorgelegt, die auch eifrig zusprechen, hier wird das traurigste Gestrüpp so lange liebevoll begossen, in die Sonne gerückt, in den Schatten gestellt, bis es sich entschließt, doch noch ein schüchternes Blättlein zu treiben, — und zum Lohn dafür sofort wieder in die gute Stube wandert; hier erlebt die ausgelebte Heringsdose im Frühling ein Aufstehen mit Maßliebchen und Stiefmütterchen im Schutze ihrer schattigen Bänder, — hier würde es mich sogar nicht wundern, wenn selbst der alte Wesenstiel, der in der Ecke leht, eines Tages noch ausgeschlagen würde wie Lannhauers Stab!

Vom Nachbarbalkon dagegen spricht eine resignierte Weltanschauung. Schief sitzt der Deckel auf der Aschentonne, weils ja doch gleich ist — wozu die unbestreitbaren Nachteile des Lebens noch verbergen? Schüsseln und Töpfe haben ein verbeultes Aussehen, das auf einen ständigen harten Kampf ums Dasein schließen läßt, und selbst die Strümpfe, die lang und dünn von schiefgepannter Leine hängen, ziehen kummervolle Falten.

Wie anders die menschliche Niederlassung darüber, wo an jedem schönen Tage bunteidene Hemdchen und Höschen leichtfertig aber liebenswert im Winde flattern, bis ein besonders starker Luftzug die schlecht gesicherten entführt; das freut dann die soliden, schweren Küchentücher und Schürzenlumpen, die gleich um die Ecke von ihrer hohen Warte aus das ganze Jahr hindurch, sauber aufgereiht und feste verankert nicht ohne Selbstbewußtsein von erfüllter Pflicht sprechen.

Ein Küchenballon ist mitten unter den anderen, auf dem rein garnichts zu sehen ist. Wie hängt hier jemand etwas auf, nie stellt man ein Stüd Hausrat beiseite, kaum daß die Türe sich jemals spaltbreit öffnet, um frische Luft einzulassen; selbst dem feinsten Psychologen fiel es schwer, in seinen Bügen zu lesen... oder doch? Wer weiß, vielleicht steckt gerade hinter dieser Zurückhaltung, dieser krankhaften Scheu, das kleinste bißchen Jäh dem Blick preiszugeben, eine geheime Tragödie der Enttäuschung, der Verbitterung, der Angst vor Menschen... still, forschen wir nicht weiter.

Wir wollen lieber zum dritten Stock hinausschauen, wo sich hoch droben ein buntgestreiftes Zeltbaldach spannt. Der Herr, der so manche liebe Stunde darunter verbringt, ist Optimist aus Grund. Was kümmert ihn die Umwelt, die ein wenig graue, herabgekommene? Braucht er etwa mit einem Hof, mit einem Küchenballon vorlieb zu nehmen? Er baut einen Ball von blühenden Geranien um sich auf, sitzt dahinter nackt und braun im Sonnenbad oder raucht genießerisch sein Pfeifchen zum Morgentasse. Und es ist wirklich Nebensache, ob tief drunten zu seinen Füßen ein blauer Gebirgssee sich breitet, oder Frau Huber ihre Teppiche klofft.....

Neue Bücher

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jr., Leipzig) erschienen: Jakob Schaffner: „Der lachende Hauptmann“, Novelle. Mit einem Nachwort „Heimat und Welt“ vom Verfasser. U.-B. Nr. 7152. In dieser Erzählung aus der Zeit der russischen Kämpfe zwischen Weiß und Rot, die eigentlich eine düstere Kriegsballade ist, gestaltet der große Schweizer Dichter dramatisches Geschehen in einer einzigen großartigen Szene von unerhörter Konzentration. — F. M. Dostojewskij: „Eine dumme Geschichte“. Erzählung. U.-B. Nr. 7154. Diese Novelle Dostojewskijs zeigt die ganze Unerbittlichkeit des fanatisch wahren, desillusionierenden Künstlers und Gesellschaftskritikers, daneben etwas bei Dostojewskij Seltenes: einen starken, wenn auch etwas grausamen Humor. — Max Schwarte: „Der Krieg der Zukunft“. U.-B. Nr. 7155. Generalleutnant a. D. Schwarte, der aus dem Gebiet der modernen Heerestechnik und Kriegsführung als Autorität gilt, sucht aus genauester Kenntnis des gegenwärtigen Standes der Kriegsrüstung und -technik, aus der nüchternen voraussichtlichen Berechnung der Kriegsmittel der Zukunft und ihrer Einwirkung auf die Kriegsführung den allgemeinen Charakter eines modernen Krieges zu schildern, in seinen technischen Voraussetzungen und seinem strategisch-taktischen Verlauf. — Prof. Dr. Walter Scheidt: „Kulturkunde“ (Rassenbiologie und Kultur-

politik II). U.-B. Nr. 7160. Dieses Werk erläutert in gemeinverständlicher Weise einen neuen, biologisch begründeten Kulturbegriff und bringt eine Fülle von wertvollen neuen Erkenntnissen und Forderungen über Rassen- und Kulturblogie.

* H. A. Weber: „Besetztes Gebiet“. (Marlin Verlag, Baden-Baden.) Diese kleinen Bildchen spielen größtenteils in S. (= Höchst), der Grenzstation zwischen besetztem Gebiet und dem „Unbesetzten“. Hier sammelten sie wie in einem Brennpunkte alle Drangsale der Besetzung und alle unerfreulichen Zeit- und Begleitererscheinungen des unbesetzten Deutschlands: Schiebertum, Besetzlichkeit. Auf dieser Jagdlehrer Ernst Schwarzbrot erlebt hat, ist größtenteils Selbsterlebnis des Verfassers und unser eigenes Erlebnis. Hier ist dem Verfasser auch die stärkste Wirkung gelungen. Die Sprache von knapper Sachlichkeit gibt das Wesen jener leidvollen Tage wieder. Diese Partien wirken durch die sachliche Reportage. Im Bestreben, das Bild abzurunden, werden Vorgänge im Rheinland und in Essen hinzugegeben, die durch die Person Ernst Schwarzbrots aber nur äußerlich mit den Erlebnissen in S. (Höchst) verknüpft sind. So entstehen Bilder von wechselnder Güte, aber eine Zusammenstellung aller Besatzungsleiden. Dies ist ein Mangel, hier hat ein Augenliegendes über die künstlerische Mahnung obgesiegt und Wirkung zerstört, der Stoff ist Herr über das Können geworden. Erreicht ist dadurch allerdings ein Zusammenstellung aller Besatzungsleiden, wertvoll für die, die sich in Partien des Buches wiederfinden und für die, die einmal nachlesen wollen, was wir im besetzten Gebiet im Ausgang des Krieges gelitten haben. Dr. R.

* Sven Hedin: „Rätsel der Gobi“. Die Fortsetzung der Großen Fahrt durch Innerasien in den Jahren 1929–1930. Mit 74 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers und seiner Mitarbeiter, sowie zwei vierfarbigen Karten. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.) Diese Expedition, die auch an äußeren Gefahren einer abenteuerlichen Odyssee ähnelt — es sei nur vermerkt, daß nach der Expedition die Schuld an der Ermordung des Generalgouverneurs von Sin-kiang beimaß, daß man sie für eine feindliche Armee (!) hielt, daß einer ihrer chinesischen Teilnehmer in einem Wahnsinnsanfall sich und seinen Dienst zurücksetzte, daß ein anderes Mitglied der Expedition an der Spitze einer chinesischen Polizeitruppe eine Räuberbande vernichtete — diese Expedition ist die glanzvolle Krönung der fast vierzigjährigen Arbeit Hedins im Dienste der Forschung. Der Wechsel der Schicksale vermag diesem Großen der Wissenschaft kaum noch etwas anzuhängen. Er hat in seinem buntbewegten Dasein eine große Abgetrübtheit erworben, die höchste Reife des Menschentums bedeutet. Es übertrifft denn dieses Werk „Rätsel der Gobi“ die früheren Bücher Sven Hedins noch insofern, als der Autor gleichwohl über das Leben hinausgefliegen ist und es auch in den widrigsten Lagen mit asiatischer Ruhe und Humor betrachtet. Ja, mehr noch, dieser seltene Mensch ist beinahe schon zu einem Teil Asiens geworden, er fühlt sich mit ihm innersten eins. Wie sagt er doch an einer Stelle seines Buches: „Ich bin an einem Sonntag in London einsamer als mit ein paar Asiaten mitten in der Wüste Takla-makan“. Die Seele Asiens spricht aus Sven Hedins „Rätsel der Gobi“. B. R. J.

* „Glöckner-Bücher“. (Glöckner-Verlag, Wiesbaden.) Hans Joachim Reimer: „Das bessere Ich“, die Geschichte eines Schiffsbrüchigen des Lebens. — Adone Rosati: „Vier Freunde einer Frau“, die überraschende Enttarnung eines Mörders. — William Hopkins: „Bereford Castle“, ein Abenteuerroman aus dem New York Milieu, in dem sich Upperten und Unterwelt berühren.

* „Die Handelshochschule“. (Industrie-Verlag Späth u. Linde, Berlin W. 10.) Da nun das Werk mit dem letzten Heft ein ganz ausführliches Sachregister erhielt, dessen Hilfe in Augenblicken jedes behandelte Thema zu finden ist, ist die „Handelshochschule“ gleichzeitig auch eine Nachschlagewerk geworden. Darauf hinzuweisen scheint deshalb besonders wichtig, weil gegenüber schon bestehenden Nachschlagewerken, Handwörterbüchern und wie sie sich nennen mögen, die „Handelshochschule“ einen Vorzug hat, der darin besteht, daß der Benutzer dank des ausführlichen Sachregisters nicht nur den gesuchten Gegenstand genau schnell wie in einem gewöhnlichen Nachschlagewerk findet, sondern daß er in der „Handelshochschule“ die gesamte Materie, die mit dem Stichwort zusammenhängt, geschlossen vor sich hat und sich über den Punkt eingehender orientieren kann. Jedem Betrieb, angefangen vom kleinen Laden zum großen Bankinstitut oder bis zur internationalen Schifffahrtsgesellschaft, ist das wertvolle Werk zu empfehlen.